

AMI GO HOME!

WAS MACHT EIGENTLICH WOLFGANG GRAMS? ER HILFT REICHEN AMERIKANERN BEI DER SUCHE NACH IHREN WURZELN – UND DIE LIEGEN OFT IN DEUTSCHLAND. AHNENFORSCHUNG IST IN DEN USA DAS ZWEITBELIEBTESTE HOBBY NACH GARTENARBEIT, AUCH „GENEALOGICAL TRAVEL“ WIRD IMMER GEFRAGTER

TEXT INKA SCHMELING FOTOS SAMMLUNG DEUTSCHES AUSWANDERERHAUS

Gut, dass Familie Tubbe wenigstens in der Economy Class nach Deutschland geflogen ist. So konnte sie ein bisschen nachempfinden, wie es ihrer Urur-Großmutter Justina Tubbe ging, als die 1855 gemeinsam mit ihrem jüngsten Sohn August nach Amerika auswanderte; eng gedrängt mit hunderten Anderen an Bord eines Segelschiffes.

Nur war die Vorfahrin eben nicht elf Stunden, sondern drei Monate unterwegs: Vom Heimatdorf im Osten Brandenburgs nach Bremerhaven und dort auf's Schiff über den Atlantik. Ihre Unterkunft, das 1,80 Meter hohe Zwischendeck, war voll mit Menschen und deren Hinterlassenschaften; statt Toiletten gab es Eimer, die ständig umkippten. Cholera und Typhus brachen aus. Doch als ihr Schiff endlich in New York ankam, hatten Justina und August Tubbe noch einmal 2500 Kilometer vor sich – bis zu dem Ort Nacogdoches in Texas, von dessen bunter Zusammensetzung die Schriftstellerin Karle Wilson Baker bereits früh schwärmte: „Man sieht im Ort französische Abenteurer, leichtgläubige Indianer und edle Mexikaner.“ Seit Anfang 1856 sah man dort auch Justina Tubbe aus Brandenburg. Im Alter von 60 Jahren begann sie ein neues Leben.

„Oh Lord“, sagt ihre Nachfahrin Sarah Tubbe, 68, schauernd bei dem Gedanken an die lange Fahrt ihrer Vorfahrin. Und allein dafür hat sich ihre eigene Reise nach Deutschland gelohnt: Zu Hause in Nacogdoches konnte sie zwar im Internet die Eckdaten von Justina Tubbes Leben recherchieren, doch nachempfinden kann sie es erst hier. Im Deutschen Auswandererhaus in Bremerhaven etwa, auf der nachgebauten Gangway hinauf zu einem Schiffsrumpf. Erst beim Blick auf einen Kai voller Kisten, Pferdekarren und menschlichen Puppen in ärmlich geflickten Wintermänteln verstehe sie, sagt Sarah Tubbe, wie das wohl damals war für Justina: „Für immer Abschied nehmen von der Heimat, den Freunden, den eigenen Kindern. Und das, um in ein Land zu gehen, in dem es damals noch Indianer gab, die einen skalpierten.“

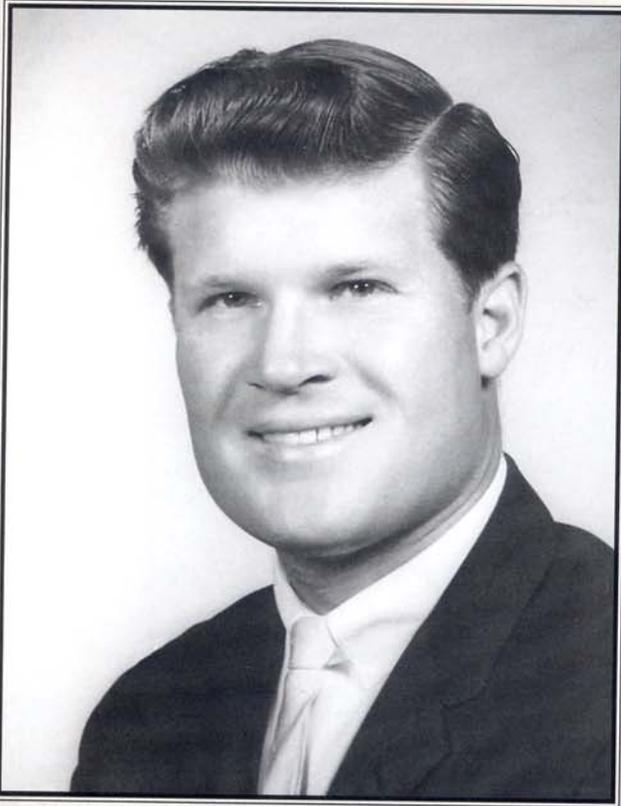
Es war mit die größte Völkerwanderung der Geschichte: 44 Millionen Europäer zogen allein zwischen 1821 und 1914 in die neue Welt; darunter 5,5 Millionen Deutsche. Im Westen sahen sie eine bessere Zukunft für sich und ihre Nachkommen. Von denen heute viele dieselbe Reise antreten – nur in umgekehrter Richtung. Aus einer Flucht vor Armut wird in diesem Remake eine Reise aus Neugierde und Nostalgie, aus einer monatelangen Odyssee ein Kurztrip.

„Genealogical Travel“, eine Mischung aus Ahnenforschung und Geschichtsunterricht, boomt in der amerikanischen Tourismusindustrie seit Jahren. Besonders beliebtes Reiseziel: Deutschland. Immerhin stammt jeder sechste Amerikaner von dort; es soll die größte ethnische Gruppe des Landes sein und Promis sind natürlich auch dabei. Leonardo di Caprio lobt den Sauerbraten seiner rheinischen Oma, Nicolas Cage stärkt sich – wie eben geschehen – in einer pfälzischen Kneipe mit Saumagen, bevor er in der Nachbarschaft ein Schloss kauft. Auch Cages Großmutter war Deutsche.

„Die Familientradition beginnt in den USA oft erst mit der Ankunft in Amerika, alles davor ist geheimnisvoll oder ganz unbekannt – und damit sehr reizvoll“, sagt Wolfgang Grams, der mit seinem Unternehmen „Routes to the Roots“ Recherche und Reiseplanung übernimmt und allein im vergangenen Jahr 2000 Übernachtungen erinnerungsselliger US-Touristen verzeichnete. „Den Amerikanern fehlen eben Denkmäler und historische Bauten, eine eigene Kultur. So wie wir manchmal vom reichen Onkel in Amerika träumen, wünschen sie sich ein Familienwappen oder eine Burg“, sagt Andrea Bentschneider, die mit ihrer Firma „Beyond History“ ähnliche Dienste anbietet wie Grams. Professionelle Reiseveranstalter, Einzelpersonen oder gar Universitätsinstitute helfen bei der Suche nach den Vorfahren. In den USA gibt es eigene Reisebüros für „Genealogical Travel“, ein kalifornisches hat sich auf ein „German Heritage Program“ spezialisiert.

„Die Amerikaner kommen, um an den Originalschauplätzen zu sein“, sagt Dr. Simone Eick, wissenschaftliche Direktorin des Auswandererhauses in Bremerhaven, des größten Museums in Europa zum Thema Auswanderung. Und daher hat Architekt Andreas Heller es genau an der Stelle gebaut, wo damals die Schiffe in eine ungewisse Zukunft ablegten. Auch innen ist alles originalgetreu rekonstruiert: der Kai, die Schiffskabinen, die Einwanderungsstation Ellis Island in New York. Ganz nach amerikanischem Geschmack: Die „New York Times“ stellte das deutsche Museum auf ihrer Titelseite vor und bei der Eröffnung im August 2005 versprach der Gesandte der US-Botschaft: „Viele Amerikaner werden kommen.“ Das tun sie: Von den gut 230.000 Besuchern im ersten Jahr sind besonders viele aus den USA.

Knappe 200 Kilometer entfernt, im Hamburger Hafenviertel Veddel, wird gerade die Konkurrenz gebaut: die sogenannte „BallinStadt“, benannt nach Albert Ballin, dem Direktor der HAPAG-Reederei, der in den Emigranten lohnende Fracht sah: „Ohne Zwischendeckpassagiere wäre ich sofort



John August Tubbe, Justina Tubbes Urenkel, in jungen Jahren



John August Tubbe mit Ehefrau, Tochter und Enkeln

bankrott.“ Zu Ballins Zeiten buhlten die beiden Hafenstädte um Auswanderer, heute um deren Nachkommen. In Hamburg möchte man Geschichte wiederholen: 1850 zog die Stadt an Bremerhaven vorbei und wurde wichtigster deutscher Hafen für Auswanderer. Im Juli 2007 ist das Museum in Veddel fertig und soll Gleiches leisten. Auf dass auch die Nachkommen der Auswanderer wieder Geld in die Stadt bringen.

Einige 1000 Dollar Flug-, Hotel- und Mietwagenkosten war es etwa Sarah Tubbe wert, mit ihrer Familie Justinas Spuren zu verfolgen – die Passagierliste von damals und ihr Geburtshaus sehen zu können, ein paar verbogene Nägel aus der Mauer der Kirche zu ziehen, in der die Ahnin getauft wurde. Mehr noch als um solche Andenken und die Vergangenheit gehe es den Amerikanern um die Gegenwart, sagen die Familienforscher Grams und Bentschneider. Um eine Antwort auf die Frage, wer man selbst ist und wo man herkommt. Und im Idealfall darum, noch lebende Verwandte aufzuspüren – auch wenn das oft bloß ein Cousin siebten Grades ist. „Für Amerikaner gehört auch ein ‚distant cousin‘ noch in die Vorstellung von Verwandtschaft“, sagt Grams. Die Familienforschung soll das Band, das durch die Auswanderung getrennt wurde, wieder zusammen führen.

Sarah Tubbes Suche nach lebender Verwandtschaft war erfolgreich. Ihr „distant cousin“ heißt Gisela Laudi; die beiden Frauen telefonieren oder faxen fast täglich, haben sich schon einige Male besucht und bereits ein Buch geschrieben über die gemeinsame Ahnin Justina.

Denn die bleibt in der langen Reihe geborener und verstorbener Tubbes die wichtigste – sie, die den Schritt über den Atlantik gewagt hat. „Der ‚crossing ancestor‘ gibt noch heute die größte Identifikation“, sagt Andrea

Bentschneider. Und Ursula Wöst, Historikerin bei der Hamburger BallinStadt, ergänzt: „Wahrscheinlich, weil das der spannendste Moment in der eigenen Vorgeschichte war – und wohl auch der, der am meisten Respekt verdient. Da hat jemand sein Schicksal selbst in die Hand genommen.“

So viel Pathos und American Dream – wen wundert's, dass Ahnenforschung in den USA schon das zweitliebste Hobby nach Gartenarbeit ist. Es ist Hollywood made in Germany, eine Geisterbahnfahrt durch Fachwerkdörfer und Burgenlandschaften, die Sarah Tubbe in Deutschland machte. Grusel mischt sich in die Nostalgie: Schauermärchen über die wilde Neue, vor allem aber über die Alte Welt mit ihren Hungersnöten, Kriegen, Verfolgungen, ihrer Armut. Wie schlimm Justina Tubbe nach dem Tod ihres Mannes, eines Webers, sparen, hungern und bangen musste. Wie ein anderer deutscher Vorfahr seinem Sohn ein Bein brach und es schief schiente, damit der vom preußischen Militär befreit wurde und mitkommen konnte nach Amerika.

Wie bei jedem Hollywood-Spektakel fehlen die beiden wichtigsten Zutaten auch hier nicht: Patriotismus und Gottesgläubigkeit. „Noch nie habe ich von einem meiner Gäste gehört: ‚Ich wünschte, meine Vorfahren wären hier geblieben‘“, sagt Wolfgang Grams. „Sie sind zwar stolz auf ihre deutschen Wurzeln, aber sie sagen alle: ‚Wir sind in erster Linie Amerikaner‘“. Tatsächlich schwärmt Sarah Tubbe schon kurz nach einem euphorischen „I love Germany“ von ihrer Heimat. „Ich bin so dankbar, dass meine Vorfahren nach Texas gegangen sind. Dass sie ihre Zivilisation und Gott in dieses wunderbare Land gebracht haben. Dass ich hier leben darf.“ Ein paar Tage stellt sie sich die Frage „Was wäre wohl aus uns geworden?“ Aber dann kehrt sie um und folgt wieder Justinas Spuren. Diesmal in die richtige Richtung. |



August Tubbe und Maria Jung mit ihren beiden Kindern